

U. Schneider-Forsell: Verflüchtetes Glück

JURISTEN-RECHTSCHUTZ VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAHL
22. Fortsetzung.

„Wo die Herrschaften sich zur Zeit befinden, können Sie mir nicht mitteilen?“ fragte sie.

„Weider nicht!“
„Wir sind Freunde!“ erklärte sie halblaut. Gute Freunde. Mein Sohn ist mit dem Fräulein Terry soviel wie verlobt. Nun sorgt er sich natürlich. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir irgendwelche Auskunft geben könnten.“

Er hielt das Kinn auf die Schaufel gestützt und blickte sie prüfend an. „Wäre vielleicht eine ganz schlechte Auskunft, meine Gnädige. Der Herr Kommerzienrat lebt ja wohl noch. Aber ob das Fräulein noch lebt? — Ich glaub's nicht.“

„Haben Sie irgendeinen Anhaltspunkt —?“
„Nein! Niemand weiß etwas vom Personal. Auch der Herrmann nicht, der Diener, und die Wabett, was das Zimmermädchen ist. Aber es wird wohl so sein. Wo wäre sie denn sonst?“

„Fräulein Terry hat doch sicher eine Menge Bekannte.“
„Sohn!“ Er sah sie mit einem eigentümlichen Ausdruck an. „Aber Sie wissen ja, meine Dame — auf Freunde kann man nur zählen, solange es einem gut geht. Es hat sich keiner mehr sehen lassen, seit die Firma bankrott ist.“

„Aber wenn Sie irgendwelche Nachricht bekommen sollten, dann verständigen Sie uns bitte.“ Sie reichte ihm eine Visitenkarte und wollte ihm zugleich einen Hwangzettel in die Hand drücken, was er aber zurückwies.

„Das ist nicht nötig, meine Dame. Wenn ich was erfahre, komme ich auch so. — Sehen Sie,“ meinte er, nach dem Tor zeigend, „das ist auch einer von den Ephele, die sich den ganzen Tag ums Haus schleiden, weil sie meinen, der gnädige Herr könnte doch einmal unversehens zurückkommen und ihnen in die Hände laufen. Aber da täuschen sie sich. So dünn ist er noch lange nicht. Wenn der Mann Sie fragt, was Sie mit mir gesprochen haben, dann sagen Sie ihm, Sie hätten das Haus besichtigt wollen. Es ist nämlich seit heute ausgeschrieben.“

„Gewiß!“ Sie überblickte jetzt mit großem Interesse die breite Front, ließ die Augen über die spiegelnden Fensterflächen wandern und bewunderte die Einseitigkeit der Architektur.

„Aber der vermutliche Ephele fragte sie nicht, als sie wieder auf die Straße trat. Er hatte eher ein Rästeln um den Mund, das ihr zu denken gab. Ehe sie um die Ecke bog, blickte sie sich noch einmal nach ihm um. Er schien eine Skizze von dem Haus zu machen, denn er hatte ein Blatt Papier aus der Tasche gezogen und ließ einen Bleistift darüberhingleiten.“

Der Wärtner hatte ohne Zweifel etwas Falsches vermutet.

Der Vols Hornester wollte nach Warmisch, um Propant einzukaufen. Wenn man zu zweien war, ging alles viel rascher zur Reige. Außerdem konnte er auch zu seinem Gast nicht sagen: „Nacht nix, wenn ma kein Fleisch nimmer habn. Trint ma halt a Halbe mehr da für.“

„Allo muhte der Vols nach Warmisch. Bevor er den

Knackfack überding, gab er seinem Schützling noch einen ganzen Stapel Verhaltensmaßregeln, wie sie sonst nur von Kinderfrauen oder besorgten Großmüttern gegeben werden: nicht aufmachen, wenn einer läuten sollte, Aufs Feuer schauen, daß es nicht ausgeht. Wenn's Nacht werden sollte, bis er zurückkäme, die Läden hereinnehmen und die Vorhänge übereinanderziehen.

„Wenn doch die Läden zu sind,“ versetzte sie widerpenflich.
„Wohl, wohl. Aber dieweilen hat einer a Astloch oder einen Sprung, und d' Leut sind neugierig.“

„Erst muß doch jemand im Garten sein, dann kann er hereinsehen.“
„Freilich, das schon. Aber wenn einer einmal im Garten is, nachher is's schon z' spät zum Läden zumachen, mein l. Also, Freilin Maria: net aufperrn, 's Feuer net ausgehen lassen und d' Läden —“

Und die Vorhänge zu,“ nickte sie.
Seit Wolfgang Kunstmann ihr vor zwei Tagen die Nachricht gebracht hatte, daß der Vater sich wohlbehalten und unangefochten in Köln befand, war sie zuweilen sogar übermütig. Und der Vols war ein Mensch, dessen natürliche Veranlagung schon von sich aus keinen Trübsinn aufkommen ließ.

Die ersten Tage war sie ihm gegenüber noch ein bißchen unsicher gewesen. Aber dann änderte sich die Sache. Er ging immer mehr aus sich heraus und ließ ihr kaum Zeit, an sich und des Vaters Unglück zu denken, soviel gab es, was er ihr alles an Praktischem und Nützlichem beizubringen suchte: wie man Kaffee kochte, wie man Späne zum Feuer machen schnitt, wie man Sauerkraut abwaschte, mit drei Fingern Kartoffeln in den Topf drehte, wie es zu machen war, daß die Wehlkuchen nicht zu hell und nicht zu dunkel wurde; daß die Ofenklappen geschlossen sein mußten, weil sonst die ganze Wärme durch den Kamin in die Luft ging.

Maria reichte ihm die Hand und nickte ihm zu. „Jetzt können Sie gehen!“
„Gut, Freilin Maria. — Soll i Ihnen a Christkind mitbringen von Warmisch?“

„Ein Christkindchen?“ verwunderte sie sich.
„An Weihnachten halt,“ lachte er. „Einen Lebkuchen — wissn S'. I werd schon was findn. Bei die Kramer in Warmisch gib's allerhand Feins. Und tuns mir ja —“

„Läden zumachen, Feuer unterhalten, nicht aufsperrn.“
Mit einem Schwung schob er sich zur Tür hinaus. Die hatte leicht Vaden! Er, der Hornester Vols, trug die Verantwortung für alles, und wenn er jetzt nach Warmisch ging, so wurde das ein Gewaltmarsch, bei dem ihm nicht einmal Zeit für eine Halbe Bier blieb, weil er sich einfach nicht getraute, Maria Terry länger, als es unbedingt nötig war, allein zu lassen.

Woh! der Teufel, was alles passieren konnte, bis er wiederkam! Vielleicht kriegte sie's doch mit der Angst allein im Haus, lief spazieren, und er konnte dann nach ihr suchen gehen. Ehe er zur Wegbegleitung kam, sah er noch einmal nach dem kleinen Haus zurück, stuchte und brach in ein helles Gelächter aus.

Maria nahm eben — es war erst 8 Uhr nachmittags — die Fensterläden herein.

Ein Herr trat hinter Hornester in den Laden, in dem er eben ein Päckchen Tabak erstand, verlangte eine Schachtel Streichhölzer, nahm ihn fest ins Auge und sagte dann in ehrlicher Freude: „Bist du's wirklich, Vols? Das ist nett, daß ich dich wieder einmal treffen!“

„Jesjes, der Steffen!“ Vols schüttelte herzlich die dargebotene Rechte. „Wo kommst denn her? Jetzt hab' i dich aber mächtig lang nimmer geseh. Birst halt wieder auf der Hochschule sein, geht? Bist bald fertig mit der Studiererei? Birst a froh sein, mein l. — Is a laue

Zeit das! Schon a ganz lange Zeit. Ich bin in der Oranienau hin.“
„Guten Verdienst?“ fragte Steffen und bot ihm eine Zigarre an.

„Wohl, wohl! I bin schon zufriedn.“ Er wurde verlegen, als Steffen ihm Feuer reichte und fragte, ob er ein Glas Wein mit ihm trinken wolle.

„Geht net, Steffen! Weist, i hab's prestant. Es wird so schnell finster, und da tät sie sich fürcht.“
„Deine Frau?“ lachte Steffen verständnisvoll.

„A mal Frau hab' i keine, bloß so eine — na, so eine halt, du weist schon, Steffen.“
„Ein Wispel?“

„Ja, a so was, und da kannst halt net genug aufpassen.“
Hornester wurde rot, als Steffen hellauf lachte. „Hast sie nie mehr troffen dieselbig, weist, der wo du einmal das Auto repariert hast?“ fragte er.

„Woll's Gesicht zeigte halb Trauer, halb Verachtung.“
„Nein, ich habe nie mehr etwas von ihr gehört.“
„Hat er halt doch recht ghabt, der Peter, geht?“

Steffen erinnerte sich nicht gleich. „Wie?“ fragte er nur.
„Dah' i nix wert find, die Frauengzimmer.“
„Ach so!“ war alles, was Vols erwiderte.

Er tat dem Vols so ungeheuer leid, und da sagte er Biedere denn aus seinem Gefühl heraus etwas, was er hernach nicht mehr gutmachen konnte. „Ich hab' i neulich geseh! Die — die Freilin. Da hat's mich —“

„Was hat sie?“ Vols' Hand lag fest um seinen Arm gepreßt. „Sag, Vols, was hat sie da?“
Hornester schluckte. Teuffel, Teuffel, was hatte er jetzt Dummes gesagt! Um den Weg hat' i mich fraggt.“

Steffen's Hand fiel herab. „Um welchen Weg, Vols?“
„Um den nach dem Eissee hinter.“
„Wollte sie ins Hotel?“

„I weis net, Steffen, i glaub schon.“
„War sie allein?“ forschte Vols weiter.
„Na, na, es is schon noch einer dabei gwehn.“

„Soll —“ Vols' Miene drückte jetzt nur mehr Verachtung aus. „Ja, so geht's, Vols. Wenn du in Oranienau wohnst, besuche ich dich vielleicht einmal. Ich bin mit meiner Mutter für ein paar Wochen in Warmisch, Hotel Jugosipe.“ Er neigte das Gesicht gegen das des ehemaligen Arbeitskameraden und spottete: „Wenn du sie wieder einmal treffen solltest, dann sag ihr, daß ich sie längst vergessen habe. — Vängst!“

„Ich werd's ausrichten, ja.“ Dabei war der Vols ganz blaß. „Hast eine andere gfindu?“
„Kauf andere!“ antwortete Steffen hart. „Das kannst du ihr auch sagen.“

„Wohl, wohl! — Jetzt muß i aber gehn. Und wann i wieder nach Warmisch komm, such' i dich auf, Steffen. Birst dich!“
„Auf Wiedersehen.“ sagte Steffen, drückte ihm die Hand und verließ bald darauf ebenfalls den Laden. Maria lebte also noch! War nicht tot, wie er es sich im Nächsten höchsterlicher Qual ausgemalt hatte. Lebte, wahrscheinlich sogar sehr veranlagt und liebte einen anderen. — Warum auch nicht? Die eine die Maria, die andere Vore, die dritte Margot. — Nur die Namen änderten sich, sonst waren sie alle gleich! Alle! Alle!

„Haha!“
Er sah sich erschrocken um, denn er hatte plötzlich laut gelacht. Vielleicht, wenn sie geahnt hätte, daß er nicht mehr der arme Teufel war, als den sie ihn kennen gelernt hatte, daß sie dann anders gehandelt haben würde. Aber es war besser so! Irigendwo würde man sich ja wieder einmal begegnen. Dann konnte man miteinander abrechnen. Und sie sollte, weiß Gott, nicht zu billig dabei wegzukommen.

Lieber, guter Kerl dachte er an Hornester. Armer Kerl! Dem ging's nun auch so. Jedem ging es einmal so. Der Gute hatte schon recht: man konnte nicht genug achtgeben. — Na, ihn betraue so schnell keine mehr! — (Fortsetzung folgt.)

Spazien als Lebensretter

In einem Vorort von Wien lebt der greise Franz Oberhuber als Freund und Wohltäter aller Spazien, die in der Umgebung seines kleinen Hauses ihr Dasein fristen. Eines Morgens war das Stubenfenster des Alten von Hunderten von Spazien umlagert. Sie machten einen Riesenspektakel, und ihre Schär wuchs von Minute zu Minute. Das machte die Haushaltung aufmerksam. Man hatte sehr bald den Eindruck, daß beim Franz Oberhuber etwas nicht in Ordnung sein könnte und rief die Polizei herbei. Diese verhaftete sich Eilends in die Wohnung, fand den alleinstehenden Greis schwer erkrankt im Bett liegend und sorgte für seine Ueberführung in das nächste Krankenhaus, wodurch dem alten Vogelfreund das Leben gesettet wurde.

Wunderbare Rettung

Zwei Erdarbeiter namens Koelster, Vater und Sohn, waren in der Stadt Saint Louis mit anderen Arbeitern damit beschäftigt, die Erde für die Grundmauern eines großen Gebäudes auszuheben. Der Vater stand am Rande der großen Baugrube, als er plötzlich sah, wie sich von der Seitenwand ein großer Erdblock löste und gerade auf den Sohn herabzufallen drohte. Er hatte die Zeit gerade, noch ehe der Sohn von der Erdmasse begraben war, ein langes Wasserleitungsrohr, das gerade in Reichweite lag, zu ergreifen und es zu dem Gefährdeten hinunterzuwerfen. So war es möglich, während man sofort daran ging, den Verschütteten wieder auszugraben, ihm durch das Metallrohr den für die Atmung notwendigen Sauerstoff zuzuführen. So dauerte drei Stunden, bis die Erdmassen beiseite geräumt war, aber dann konnte der junge Mann heil und gesund wieder ans Licht emporsteigen.

Ein Hund macht Politik

Als Zar Alexander II. kurz vor dem deutsch-französischen Kriege König Wilhelm in Ems besuchte, beobachtete Bismarck bei dem Zusammenreffen aufmerksam die Miene des Zaren, um seine Stimmung zu erkunden. Während er so abseits stand, ergab sich plötzlich der große Hund des russischen Herrschers, schritt durch den Saal, blieb vor Bismarck stehen und legte ihm zutraulich die Hand. „Ech einer das Tier an“, rief da der Zar laut aus, „es weiß, mit wem es Freundschaft zu halten hat!“ Bismarck war überzeugt, wie er später selbst erzählt hat, daß diesem Augenblick eine entscheidende Bedeutung für seine europäische Politik zukam.

Die Warnung

Der Angler hatte gerade nach langem Warten einen Fang getan, als eine junge Dame vorüberging. „Ach“, rief sie mit einem „das arme niedliche Fischchen.“ Wütend erwiderte der Angler: „Lassen Sie sich das als Warnung dienen! Wenn es seinen Mund nicht, aufgemacht hätte, wäre ihm das nicht passiert.“

Tom Mix und seine Tony

Tom Mix, einst der höchstbezahlte Star des Stummfilms und der geierte Held der Wildwestabenteuer, dessen Tod soeben aus Amerika gemeldet wird, galt in Hollywood als das „größte Kind“, das in der Filmstadt herumlief. Denn ihm war es mit seinen Rollen auch im Leben ernst, und so erschien er mit Vorliebe im Schatten seines großen Sombrosos, mit seinen gelblichen Reithosen und silbernen Sporen, die Pistolen im Gürtel, den Lasso in der Hand. So trat er auch in Europa auf, als er vor 15 Jahren das erste Mal zu seinem Vergnügen herüberkam, und so erschien er auch bei uns in den Straßen Berlins und konnte sich gar nicht genug darüber wundern, daß man ihn trotz seines „Inkognito“ erkannte und anstaunte. . . . Aber die Rolle, die er spielte, war ihm logischer angeborn. Stammt er doch von einer Ranch zu El Paso in Texas und hatte tatsächlich in seiner Jugend das Leben eines Cowboys geführt, das er dann so naturgetreu verarbeitete. Abenteuerlust lockte ihn schon als Knaben in den spanisch-amerikanischen Krieg, und er wurde in einer der kleinen Schlachten dieses Feldzuges auch verwundet. Als dann der Vorkriegsstand in China ausbrach, mußte er natürlich dabei sein, und er bezieht hier eifrig ein Maschinengewehr. Während des Burenkrieges tummelte er sich in Südafrika, und dann wurde er wieder Cowboy. Nachdem er die Weilschheit in ihren Sentationen genügend ausgekostet hatte, kam er kurz vor dem Weltkrieg zum Film, für den er von einem Realist durch einen Zufall entdeckt wurde. Und nun kam Tom Mix' Glanzzeit, in der er in ganzen Reihen von Wildwestfilmen erschien und 12.000 Dollar in der Woche verdiente, in der er auch im Leben überall, wo er auftrat, aufs höchste gefeiert wurde.

Dann wurde Tom Mix eines der zahlreichen Opfer des Tonfilms. Die Technik hatte in den Anfängen dieser Neuheit noch nicht die Möglichkeiten entwickelt, Aufnahmen auch im Freien zu machen, und in den schallstilleren Atelierräumen konnte der Freiluft-Cowboy seine Persönlichkeit nicht mehr entfalten. Wo sollte er sich auf seinem Mustang herumtummeln, mit dem er gewohnt war, die Prärie zu durchdraten und den Lasso zu werfen? So wurde auch Tom Mix bald ausgeschaltet. Ein Unglück folgte nun dem andern. Die amerikanischen Steuerbehörden verfolgten ihn wegen unbezogener Einkommensteuern, und er mußte die Gasse mit einem Kleinfuß aus der Welt schaffen. Dann wurde er schwerkrank, ein altes Leiden stellte sich wieder ein, das von einer Erschütterung des Rückenmarkes herrührte, die er bei einem besonders tollen Reiterstückchen für den Film erlitten hatte. Aber er erholte sich wieder, und noch einmal erlebte er Glanztage, als der größte Reithänfler der Weltwand in der Arena des Circus erschien und nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa Millionen erglänzte. Nachdem es in den letzten Jahren still um Tom Mix geworden war, wurde vor kurzem berichtet, daß er in seinen alten Tagen — er ist 60 Jahre alt geworden — noch einmal zum Film zurückkehren würde. Sein Tod hat diese Pläne vereitelt.

Als Tom Mix 1925 seine Tour durch Europa machte, konnte er sich von seinem getrauten Gefährten und Helfer, seinem besten Freunde, wie er ihn nannte, seinem Pferd Tony nicht trennen. Er erzählte jedem, Tony habe noch einen viel romantischeren Aufstieg zum Ruhm erlebt als er selbst. Er sah eines Tages ein ganz merkwürdiges Füllen, dessen Mutter vor den Karren eines Gemüschhändlers in Hollywood gespannt war, und ihm fiel das muntere Tierchen wegen der tollen Zügel, die es machte, auf; es schien ihm in seinem ganzen Aussehen etwas so Selbstbildliches und Stilles zu haben, daß er laden mußte. Das Füllen gehörte dem Sohn des Gemüschhändlers, von dem er es für 20 Dollar erhandelte. Tom Mix hatte einen ungewöhnlich guten Kauf gemacht, denn das junge Tier war außerordentlich anständig, und es entwickelte sich zum idealen Mitspieler in seinen Filmen, ohne den sie gar nicht zu denken sind. „Die Klugheit dieses Pferdes ist wirklich erstaunlich“, so rühmte Tom Mix seiner Tony nach. Wenn der Kameramann „Aufnahme!“ ruft, dann wirft Tony ohne jede weitere Aufforderung den Kopf empor und spielt seine Rolle wie nur kranken geborener Schauspieler. Mit Leib und Seele ist das Pferd bei der Arbeit und führt die schwersten Kunststücke aus. Aber es weh auch ganz genau, wenn die Arbeitzeit vorüber ist. Jeden Nachmittag um vier Uhr hört Tony auf und weigert sich entschieden, nach dieser Stunde noch weitere Aufnahmen zu machen. Ich nehme an, daß Tony das einzige Pferd in der Welt ist, das einen Kraftwagen sein eigen nennt. Das ist ein sehr schönes Gebot, das besonders für Tony gebaut ist; es ist ein geräumiger Kofferraum, in dem auch ein Stallknecht Platz findet. Tony marschiert so stolz herein und heraus, als wenn er wüßte, daß dieses Kofferraum ihm gehört. Man darf nicht glauben, daß diesem Pferde die Leistungen, die man im Film erblickt, eingelehrt werden. Tony ist kein dressiertes Zirkuspferd, sondern durch seine natürliche Klugheit versteht es alles, was man ihm zeigt, und gehorcht in wunderbarer Weise den leisesten Andeutungen.“ Tony, das Wunderpferd, ist von seinem Herrn seinen Verdiensten entsprechend behandelt worden; auf einer Farm in Arizona erhielt es bis in sein für ein Pferd sehr hohes Alter ein reichliches Abendbrot.

Unnötige Ausgabe

Der Sohn brachte einen Parameter nach Hause. „Was sollen wir denn damit?“ fragt die Mutter verwundert. „Den habe ich gekauft“, erklärt der Sohn stolz. „Jetzt werden wir immer vorher wissen, wann es regnet.“ „Was für eine unnötige Ausgabe in den schlechten Zeiten!“ ruft die Mutter. „So uns doch dafür die Versicherung Vaters Adrenalinismus geben hat!“

Verunkelung vom 18. 10. 17.30 Uhr bis 19. 10. 7.32 Uhr.